

## = Kapitel 6 =

### Was mir die Patrona erzählt.

„Herr Waffenmeister,“ sagte die Patrona zu mir, „ich wollte Sie doch einmal allein sprechen.“

„Bitte.“

„Nicht hier. Wollen wir einen kleinen Spaziergang machen, dort den nächsten Hügel besteigen?“

Wir brachen sofort auf. Ich bemerke dabei ausdrücklich, daß uns kein Hund begleitete. Hätte die Patrona gerufen, so wäre ja jeder mitgekommen. So aber fühlten sie sich hier ganz frei.

Wenn wir einen wachsamen Hund mit guter Nase mitgenommen hätten, uns wäre später viel, viel Verdruß, ja sogar Verzweiflung erspart geblieben! Das Schicksal wollte es nicht.

Wir durchschritten den parkähnlichen Buchenwald, freilich mit sehr niedrigen Bäumen, erstiegen einen Hügel, ganz bequem, nur daß die Bäume immer niedriger wurden, wie Büsche, durch die man sich zuletzt drängen mußte, aber ganz eigentümliche Büsche. Immer noch Bäume, mit starken Stämmen, einen halben Meter im Durchmesser, aber so niedrig, daß man über sie hinwegsehen konnte, und oben auf dem Hügel, wo sie am meisten dem Sturm zu trotzen hatten, konnte man sich gleich auf sie setzen.

Das taten wir denn auch, den Blick nach Westen gerichtet, wo sich die Sonne dem Horizonte näherte.

Ach, dort sah es ganz anders aus als hier. Wirklich trostlos. Alles ein Gewirr von schrecklich zerrissenen Felsen und größeren Plateaus, alles mit Wasserkanälen durchzogen, und dort vermochte nichts zu grünen.

Sinnend blickte die Patrona dorthin, noch sinnender als ich, sie hatte bisher kein Wort gesprochen.

„Ja, Waffenmeister,“ begann sie dann, „ich muß mit Ihnen sprechen. Ich habe Ihnen gegenüber eine Äußerung getan, die mich bedrückt, deren ich mich schäme, so oft ich daran denke.“

„Was denn für eine Äußerung?“ fragte ich erstaunt.

„Sie wissen es wirklich nicht?“

„Nein. Sonst würde ich nicht erst fragen.“

„Ich verfüge über unermessliche, unerschöpfliche Schätze. Sagte ich nicht damals in der Kajüte so zu Ihnen?“

„Ach sooo!“

„Haben Sie das nicht sehr merkwürdig gefunden?“

„Ja. Allerdings.“

„Das freut mich, das Sie das gleich so zugeben. Dadurch beweisen Sie, daß ich mich auch sonst Ihnen rückhaltslos anvertrauen darf—“

„Bitte, Frau Neubert—“

„Nein, Sie müssen mich anhören. Ich brauche jemanden, dem ich mich einmal offenbare, ich muß es unbedingt. Darf ich?“

„Ja. Dann haben Sie allerdings auch in mir den richtigen Mann gefunden.“

„Ich weiß, weshalb Sie mit dem ersten Maschinisten das Duell gehabt haben. Ich weiß, was er vorlesen wollte. Er hätte es ruhig können. Ich weiß auch, was man sonst über mich spricht, über mich denkt. Es ist mir gleichgültig, oder vielleicht doch nicht so. Jedenfalls aber ist es mir gleichgültig, ob Sie das, was ich Ihnen jetzt sage, den anderen mitteilen: ich habe auf der Neuyorker Bodenkreditbank zwei Millionen Dollar stehen, mit vier Prozent, mir zur freien Verfügung. Genügt das, um solch ein Schiff wie dieses zu unterhalten?“

„Mit jährlich rund 350.000 Mark? Na sicher!“ lachte ich, und ich muß gestehen, daß es wirklich ein überaus erleichterndes Lachen war, denn ich hatte mir doch schon manchmal etwas Sorge gemacht.

„Wissen Sie, weshalb ich Ihnen dies mitteile?“

„Ja.“

„Mein Volk—meine Leute sollen wissen, daß das nicht nur einmal so ein schöner Traum ist, sondern daß die ganze Sache festen, sicheren Bestand hat. Die Bodenkreditbank ist totsicher, eben deshalb zahlt sie auch nur für Amerika so außerordentlich niedrige Zinsen.“

„Wünschen Sie, daß ich es Ihrem Volke mitteile? Bitte, sprechen Sie nur immer von Ihrem Volke, zu dem auch ich mich zähle.“

„Ja. Es ist mir doch nicht so gleichgültig. Aber tun Sie es natürlich in anderer, angebrachterer Weise, als wie ich es Ihnen sagte. Jeder Mann, der zu mir hält, soll wissen, daß ich auch für später für ihn sorgen werde. Wenn ich darüber auch noch nichts näheres bestimmt habe.“

„Ich werde es tun, Frau Patrona.“

„Ich danke Ihnen, Herr Waffenmeister. So will ich nun gleich weiter über mich berichten, dies allerdings nur Ihnen.“

Und ehe sie mir irgendein Versprechen abgenommen hatte, fuhr sie fort:

„Helene Hartung. Eine Hamburgerin. Meinen Vater, einen kleinen Kaufmann, habe ich als Kind kaum kennengelernt. Wir waren zwei Geschwister, Richard und ich. Wir lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen. Richard war zuletzt—das heißt, bis sich die Verhältnisse total änderten—Steuermann, ohne seinen Zuschuß hätten wir gar nicht auskommen können; trotzdem mußte meine Mutter noch vermieten, Zimmerherren nehmen.

„So kam einmal—es ist nun sechs Jahre her, ich war damals siebzehn—ein älterer Herr zu uns, aber noch rüstig. Edward Powell aus St. Louis. Sprach perfekt Deutsch, nur mit amerikanischem Akzent. Hatte, wie wir dann erfuhren, ein Kapital von 50.000 Mark, von dessen Zinsen er in Hamburg recht gut leben konnte, nicht aber in Amerika.

„Unser Gartenhäuschen gefiel ihm und er blieb bei uns in voller Pension. Es war ein feiner, freundlicher, nobler, alter Herr, wenn er auch seine—Schrullen hatte. Er ging fast nie aus. Am liebsten hatte er mich um sich. Das Verhältnis wurde immer inniger. Das heißt wie zwischen Vater und Tochter. Sonst brachte er keine Änderung in unsere bescheidenen Verhältnisse, meine Mutter ließ sich die Pension nach den üblichen Preisen bezahlen, sonst durfte nichts angenommen werden, da gab es bei meiner Mutter nichts. Ich durfte kein Tüchelchen annehmen, kein Täfelchen Schokolade, für das ich mich nicht durch Früchte aus dem Garten revanchieren konnte.

„Es verging ein Jahr. Ich war achtzehn geworden. Da machte mir ein junger Mann, sehr gut situiert, eifrig den Hof. Das konnte der alte Herr nicht vertragen. Er war schon immer schrecklich eifersüchtig auf mich gewesen, wir hatten es bisher nur nicht so gemerkt, zumal da ja auch gar kein Grund vorlag.

„Kurz, als er merkte, daß mir jener andere ganz gleichgültig war, daß ich aber wahrscheinlich eingewilligt hätte—denn in dieser Hinsicht war ich trotz meiner achtzehn Jahre noch ein vollkommenes Kind—machte er mir ohne weiteres einen Heiratsantrag.

„Bei meiner Mutter nicht daran zu denken. Wegen der 50.000 Mark? Nicht für 50 Millionen. Der sechzigjährige Mann!

„Da aber sagte ich, daß ich da doch auch ein Wort mitzusprechen hätte. ja, ich wollte ihn heiraten. Ich liebte ihn. Freilich wie eine Tochter den Vater, aber das müßte so sein beim Heiraten, dachte ich. Und ich bestand darauf! Den Onkel Edward oder keinen anderen!

„Na, da gab meine Mutter auch sehr schnell nach. Wie Du's treibst, so hast Du's. wenn Du es durchaus willst, das ist etwas ganz anderes.

„Also Hochzeit gemacht. Eine ganz stille. Überhaupt ging es nur bis zum Standesamt, bis zur Kirche und zurück. Auf der Heimfahrt wurde mein nunmehriger Gatte im Wagen unwohl, er wurde als Leiche herausgetragen. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gesetzt!“

Die Erzählerin machte eine Pause.

Und nun konnte ich mir in ihren Zügen, in ihren Augen etwas erklären. Eine jungfräuliche Frau!

„Beamte kamen,“ fuhr sie dann fort, „seine versiegelten Papiere wurden geöffnet, gleich stellte sich auch ein Hamburger Notar ein. da erfuhren wir es sofort. Edward Powell hieß eigentlich Eduard Paul Neubert, ein geborener Deutscher, aber amerikanischer Bürger, ansässig in Neuyork, und— —ein sechsfacher Millionär! In Dollars! Daß er hier einen anderen Namen geführt, hatte nichts zu sagen. Ich war seine rechtmäßige Gattin. Außerdem war sein Testament regelrecht gemacht, bei jenem Notar, schon für mich als seine Frau. Zwei Millionen für wohltätige Zwecke und Legate, die anderen vier Millionen für mich.

„Und nun begann es. Aber nicht etwa das Glück, das die Menschen sonst immer mit dem Gelde in Verbindung bringen. Ganz das Gegenteil.

„Mit einem Male hatte der Tote, der mehr als 30 Jahre als einsamer Sonderling gelebt, eine ganze Menge Verwandte. Hatte sie ja auch wirklich, besonders in Deutschland—alle gar nicht so schlecht gestellt, die jetzt das Testament und meine Erbberechtigung anfochten.

„Ich will es nicht des längeren schildern, wie es uns ergangen ist. Die Ehe überhaupt ungültig, da er mich ja unter einem anderen Namen geheiratet hatte. Der alte Herr sollte unzurechnungsfähig gewesen sein. Erbschleicherei. Meine Mutter eine Kupplerin, ich eine Dirne. Erdrosselt, vergiftet sollte ich ihn im Hochzeitswagen haben. Es wurde tatsächlich Anklage gegen mich bei der Staatsanwaltschaft erhoben!

„Genug! Nur eines noch: meine Mutter, kerngesund, frank und frei, eine echte Hamburgerin, ist aus Gram darüber gestorben! So wußten uns jene lieben Verwandten fernerhin jeden Bissen zu verbittern und vergiften!“

Wieder eine kleine Pause, und sie war begreiflich.

„Aber es war nichts dagegen zu machen!“ fuhr sie fort. „Ich war seine rechtmäßige Gattin, jetzt Witwe, und für den normalen Geisteszustand des Erblas-

sers sprach am besten sein erst vorgestern aufgesetztes Testament. Doch immerhin, der Anfechtungsprozeß schwebte nun einmal, deshalb erhielt ich zunächst nur den Pflichtteil, den dritten Teil, aber von den sechs Millionen, indem nun auch die Legate zurückbehalten werden mußten, also zwei Millionen Dollar.

„Nun endlich konnte ich meinen Traum verwirklichen! Was das für ein Traum war, das wissen Sie ja. Ein Schiff haben, ach, mein eigenes Schiff, als freie Seekönigin über mein Seevolk herrschen, ein Volk von Seehelden—na Sie wissen ja, ich habe es Ihnen schon einmal vorgeschwärmt.

„Denn diesen Traum hatte ich schon als Kind geträumt. Ich war von jeher ein sehr, sehr phantasievolles Kind gewesen. So ganz unerfüllbar war meine Sehnsucht ja auch nicht. Einmal würde mein Bruder doch Kapitän werden, dann nahm er mich natürlich mit. Freilich wäre das ja etwas ganz anderes gewesen, kein eigenes Schiff, keine freie Seekönigin—aber immerhin, für mich hätte das schon genügt, so immer an Bord leben zu können.

„Und dabei war ich für das Seeleben ganz und gar ungeeignet! Ich konnte nicht bis nach Cuxhaven fahren, ohne fürchterlich seekrank zu werden. Und das wollte sich auch nicht ändern. Ich habe dann später weite Seereisen gemacht, war aber immer und ununterbrochen seekrank gewesen, fürchterlich! Das ging so bis vor einem halben Jahre. Halten Sie so etwas für möglich?“

„Ja warum denn nicht?“ entgegnete ich. „Der Erdumsegler Cook ist bekanntlich ebenfalls fortwährend seekrank gewesen—seetoll, sagen wir.“

„Was Sie nicht sagen!“

„Gewiß, das ist bekannt genug. Sobald das Schiff stampfte, wurde er seetoll. Immer wieder. Umsomehr ist seine Energie zu bewundern. Übrigens gibt es alte Seebären genug, wetterfeste Kapitäne, die, sobald der Wind umspringt, das Schiff in einem anderen Takte zu stampfen und zu schlingern beginnt, seetoll werden, nach allen Regeln der Kunst—ihren Magen umkrepeln, wollen wir uns zart ausdrücken.“

„Ja, sehen Sie, so war es bei mir. Na, dachte ich, wenn ich erst mein eigenes Schiff habe, das ist doch etwas ganz anderes. Ich werde doch nicht auf meinem eigenen Schiffe seekrank werden.

„Also zuerst mein eigenes Schiff gekauft. Das heißt für meinen Bruder. denn der machte doch selbstverständlich mit. Wenn der auch durchaus nicht so phantastisch veranlagt ist wie ich. Aber wir beide hingen in innigster Liebe zusammen, es war doch ganz selbstverständlich, daß der nun gleich sein eigenes Schiff bekam, auf dem verwirklichte ich dann meine Pläne.

„Ich bemerke nachträglich, daß mein Bruder schon ein halbes Jahr davor geheiratet hatte, eine Jugendgespielin, also auch eine Freundin von mir. Sie wohnte bei uns im Hause, in einem Zimmerchen. Weiter reichte es doch bei dem Steuermann nicht, der sogar manchmal, wenn er keine Heuer bekam, als Matrose fahren mußte. Doch sie gehörte ja überhaupt mit zu uns.

„Zuerst mußte ich wegen der Erbschaftsangelegenheit einmal nach Neuyork. Das war ja gleich der Prüfstein. Fürchterlich! Das herrlichste Wetter, zehn Tage lang die See glatt wie ein Spiegel, und ich zehn Tage lang im Sterben liegend! Sobald ich festen Boden unter den Füßen hatte, war es vorbei.

„Mein Bruder rüstete das Schiff aus, machte unterdessen sein Kapitänsexamen, kam nach, um mich abzuholen. Seine Frau war mit an Bord, sollte darauf bleiben. Also auf meinem eigenen Schiffe probiert. Vielleicht war es nur das Zittern durch die Schraube, was ich nicht tvertragen konnte. Es wurde gesegelt.

Fürchterlich, fürchterlich! Gleich wieder umkehren! Ich wäre wirklich gestorben.

„Da gab ich die Hoffnung auf, ich konnte nicht einmal mehr ein Schiff sehen, ohne gleich seekrank zu werden.

„Ich ging auf Reisen. In Amerika. Ich konnte doch nicht wieder fort von Amerika. Ich habe Amerika bereist von Kanada bis nach Patagonien und wieder zurück, mehr zu Pferd als per Eisenbahn. dann rsikierte ich es doch, nach einem anderen Erdteil zu fahren, nach Asien, nach China hinüber, per schiff, der Landweg über Alaska und Sibirien war mir doch etwas zu umständlich. Ich wartete das schönste Wetter ab, kam auch glücklich hinüber, aber wie!

„Ich bereiste China, Indien, kam bis nach Konstantinopel. Immer zu Land. Ich wurde seekrank, wenn wir nur über einen Strom setzten. Meine Sehnsucht blieb freilich. Dann wollte ich mir wenigstens eine Insel zulegen, eine Inselkönigin werden. Allein ich konnte nicht einmal den Anblick des Meeres, nicht der stillsten See vertragen. Mir wurde sofort übel.

„Na, dann blieb nur noch eine Art von Inseln übrig, eine Wüsteninsel, eine Oase. Dort wollte ich endlich mein Ideal verwirklichen. Ich setzte von Konstantinopel nach Skutari über, ließ mich für diese kleine Gondelfahrt chloroformieren. Dann weiter durch Kleinasien und Palästina nach Ägypten. Ich ging gleich bis zum Khediven, bis zum Vizekönig, offenbarte ihm meinen Wunsch. Ein lebenswürdiger Mann. er wies mir die Oase el Dragga zu, nur drei Stunden von Kairo entfernt, vier Quadratkilometer, ein paradiesisches Fleckchen Erde. Natürlich mußte ich sie den dort wohnenden Beduinen abkaufen, hatte schwer zu bezahlen.

„Dort habe ich ein Jahr gehaust. Ich will nicht schildern, was wir da alles getrieben haben. Wir—nämlich ich mit meinen Getreuen, die ich während meiner Weltreisen nach und nach um mich versammelt hatte. Sie haben sie ja vor sich. Lauter Originale, die tüchtigsten Männer, und außerdem—ich bin schwer, schwer betrogen worden—nämlich in Geldsachen—als Entschädigung dafür hat Gott mich immer die treuesten Herzen finden lassen!

„Außerdem sammelte ich noch Tiere. Hiervon möchte ich noch sprechen. Ich bin von Kind an die größte Tiernärrin gewesen. Viel durfte ich mir ja zu Hause bei unseren bescheidenen Verhältnissen nicht leisten. Wenigstens mußte das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden werden. Hühner, Tauben, Kaninchen—die waren angebracht. Auch ein paar Truthühner, einige Enten und Gänse zum Mästen. Von einem Schweine wollte zu meinem Bedauern meine Mutter durchaus nichts wissen. Und ich hatte die kleinen, süßen Ferkelchen doch so gern! Als Luxus waren nur weiße Mäuse erlaubt. Und einige Eidechsen und kleine Schildkröten. Und immer ein paar Dutzend Laubfrösche. Na und natürlich ein paar Katzen. Die Steuern für mein Hündchen sparte ich mir von der Butter ab. Ach, es war eine glückliche Zeit!“

Traumverloren blickte sie vor sich hin, glücklich lächelnd.

Und mir stieg es wieder einmal siedend heiß zum Herzen empor.

„Können Sie denn nun begreifen, wie man solch eine Tiernärrin sein kann?“ fragte sie mich dann.

Ja, das konnte ich. Und wenn alle Menschen nur ein klein wenig von dieser Tierliebe besäßen, dann sähe es auf der Erde schon ganz bedeutend besser aus!

Dabei aber war sie ganz frei von Sentimentalität. Ihre Liebhaberei artete nicht etwa zur Manie aus. Denn Tiere vergöttern, so wie es besonders alte

Jungfern machen, das kann ich nicht leiden, obgleich ich solchen alten Jungfern durchaus keinen Vorwurf machen will. Aber leiden kann ich es nicht. Und so etwas gab es bei unserer Patronin nicht! Nicht etwa, daß sie Katzen und Hunde mit ins Bett nahm, sie von ihrem Teller essen ließ und so weiter. Hier war der Mensch, und dort war das Tier! Wenn die Köter uns bei der Arbeit im Wege waren, und sie wollten nicht weichen, und wir hatten die Hände voll, dann bekamen sie einen Tritt, und die Patronin sah es und sagte kein Wort. Ich kam einmal gerade dazu, wie ein Windspiel sie böswillig in die Hand gebissen hatte und wie sie selbst das Tierchen nach allen Regeln der Kunst eigenhändig verkarbatschte, daß die Haare flogen.

„Ich hatte schon während meiner Reisen meiner Tierleidenschaft gefrönt!“ fuhr die Patronin fort. „Jedes besonders schöne Tier mußte ich haben. Denn wenn ich solch ein Tier sehe, dann—nein, ich will gar nicht erst davon anfangen. Also ich richtete in meiner Oase eine Menagerie ein.

„Unterdessen fuhr mein Bruder Richard als Kapitän und Patron seinen eigenen Dampfer. Wohl hatte er darauf seine Frau, die kleine Ilse war an Bord geboren—aber sonst gab er sich nicht mit solcher Phantasterei ab. Er fuhr als Handelskapitän, nahm zum Teil Fracht auf eigene Rechnung, ich stellte ihm natürlich jedes gewünschte Kapital zur Verfügung, er machte Bombengeschäfte—hat zuletzt allerdings auch schwere Verluste gehabt.

„Vor anderthalb Jahren kam er nach Alexandrien, suchte mich in meiner Oase auf, denn er hatte mir etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Wissen Sie, Herr Waffenmeister, was ein Gaukler ist? Einen Seegaukler meine ich. Ein Mann, ein Seemann. Wissen Sie, was man da unter Gaukler versteht?“

Na und ob ich das wußte!

Wer das Handwerksburschenleben kennt, das sogenannte Kundenwesen, der weiß, daß es in den Herbergen ewige „Pennbrüder“ gibt, von denen jeder sein Patentchen hat. Oder vielmehr seine Erfindung, zu deren Patentierung er nur 60 Mark braucht, und er sucht den, der die ihm leiht, mit dem will er dann die zukünftigen Millionen teilen, und so lange er die nicht hat, lebt er vom Fechten und Bettelbriefschreiben.

Genau dasselbe findet man im Seemannswesen, nur noch in viel großartigem Maßstabe. Da sind es aber nicht Erfindungen, sondern Wracks, gesunkene Goldschiffe, die in den Köpfen von verlotterten Matrosen spuken, die sich am Hafen und bei den Heuerbaasen herumtreiben. Oder an einsamer Küste und auf weltverlassenen Inseln mächtige Lager von Elfenbein oder Schildpatt oder Perlmutter oder Ambra und dergleichen. hauptsächlich aber doch immer gesunkene Schiffe mit unermesslichen Schätzen, deren Lage sie kennen. Aber die brauchen nicht nur 60 Mark zum Patentieren, sondern gleich ein ganzes Schiff.

Diese Schatzgräber des Meeres werden Seegaukler genannt, oder einfach Gaukler. Es hat ja viel damit zu tun, daß Gaukler doch überhaupt unsichere, fahrende Leute sind, die alles andere lieber tun als arbeiten. Es kann auch von etwas anderem abgeleitet werden.

Also ich wußte recht gut, was ein Gaukler, ein Seegaukler ist.

„Mein Bruder hatte solch einen Seegaukler kennen gelernt, der auf dem Meeresgrunde unermessliche Schätze liegen wußte. Aber, Herr Waffenmeister, nun sagen Sie nicht etwa gleich wie mein Huckebein: „Ach herrjeeesens, ach herrjeeesens!“ Mein Bruder hatte doch von der Pike auf gedient, hatte doch seine Erfahrung. Wie jeder sein eigenes Schiff fahrende Kapitän und jede Privatyacht mit geheimnisvollen Angeboten von solchen Gauklern überschwemmt

wird, das wissen Sie doch. Ach, was hatte mein Bruder für Briefe und Besuche bekommen, sobald es bekannt wurde, daß er sein eigenes Schiff fahren würde! Was sind die Schätze Salomos gegen die, welche ihm solche zerlumpfte Individuen anboten, einer immer mehr als der andere nach Branntwein duftend!

„Nein, diese Gaukelei kannte mein Bruder. Er ist im Gegensatz zu mir ein ganz nüchterer, überaus praktisch denkender Mensch. Aber was ihm da angeboten wurde, das war etwas ganz anderes, obgleich es auch von so einem zerlumpten und verlumpten Subjekt kam.

„Cornelius Grant, ein Holländer, ehemaliger Kapitän. Er behauptete zu wissen, wo vor 300 Jahren die „Desolation“ des Flibustierkapitäns van Horn in der Magahaelstraße gescheitert sei, oder wahrscheinlich von dem Seeräuber mit Absicht versenkt. Wissen Sie, was dieses Seeräuberschiff damals für Schätze an Bord führte?“

„Na, so genau weiß ich das nicht,“ entgegnete ich. „ich habe nur Geschichten darüber gelesen und auch einmal eine glaubwürdige Chronik. Der van Horn soll ja in den Küstenstädten von Chile, Peru und Mexiko unermessliche Beute gemacht haben. Denn damals war das in den Tempeln vorgefundene Gold noch in Unmenge vorhanden, die spanischen Goldschiffe waren ja immer unterwegs, um es abzuholen, und nun dazu Edelsteine aller Art. Damals waren ja die schönsten Edelsteine in Spanien gar nichts mehr wert. Jetzt haben sie die Klöster und Kirchen. Dort strotzt ja alles vor Diamanten, Rubinen und Smaragden. Und das Volk verhungert.“

„Die »Desolation« hatte mehr als 20 Tonnen Gold an Bord, nach heutiger Berechnung, die Tonne zu 20 Zentner. Wissen Sie, wieviel das in Geld ist?“

„Nun, das läßt sich leicht berechnen. Das Pfund Feingold kostet heute wohl ungefähr 1050 Mark. 20 Tonnen? das wären also rund 40 Millionen Mark.“

„Und dazu noch Edelsteinschätze in untaxierbarer Menge. Dort liegen sie.“

Die Patrona deutete mit der Hand in die tiefstehende Sonne, in das öde, wilde Felsland hinein.

„So, da liegen sie!“ wiederholte ich. „Wo denn da?!“

„Cornelius Grant besaß einen Situationsplan, auf Pergament gezeichnet, wahrscheinlich von dem Seeräuberkapitän selbst.“

„Wie ist er dazu gekommen?“

„Das verriet er nicht.“

„So, hm. Hat Ihr Herr Bruder die Zeichnung gesehen?“

„Ja. Flüchtig. Der alte Holländer gab sie nicht aus der Hand.“

„Und?“

„Aber Grant hat auch die Schätze selbst gesehen. In einer Bucht, in einer Tiefe von vielleicht 25 Metern unter Wasser, alles starrend von Goldbarren, und dazwischen flimmern die Edelsteine.“

„Warum hat er sie denn da nicht mitgenommen?“

„Weil Grant als Schiffbrüchiger hingekommen war, er hatte keine Mittel, sie zu heben. Und mein Bruder hat sie ebenfalls gesehen.“

„Ja?!“

„Ja. Auch mein Bruder hat sie gesehen. er war dort oder vielmehr hier. Hier in dieser Bucht hat auch er geankert, zwei Tage hat ihn Grant von hier geführt, nach jener Richtung dort. Ein fürchterlicher Weg. Im November vorvorigen Jahres. Also vor 14 Monaten. da hat auch mein Bruder die Schätze auf dem Grund liegen sehen. Gold und Edelsteine.“

„Nun und?“

„Der alte Holländer gab die Karte nicht aus den Händen. Als sie dort an Ort und Stelle waren, beugte er sich weit über den Rand, hatte auch der mitgenommenen Rumflasche zu reichlich zugesprochen—er stürzte in die Tiefe und zerschmetterte sich den Kopf. Jetzt war mein Bruder der Besitzer des Pergaments.“

„Nun und?“

„Er machte sich auf den Rückweg. Ohne die genaue Zeichnung hätte er ihn niemals gefunden. Er hatte zwei Tauchapparate mitgenommen, aber sie wollten nicht funktionieren. Außerdem war das Schiff hoch versichert, außergewöhnlich hoch beladen—das wollte er erst in Sicherheit bringen, nach Neuyork. Der Sperling in der Hand war ihm lieber als die Taube auf dem Dache.“

„Sehr richtig! Die Lage der Bucht hat er doch geographisch bestimmt?“

„Diese hier, ja. Auf den Weg durfte er keine Instrumente mitnehmen, der Holländer war zu mißtrauisch. Der Situationsplan genügt auch, um die Goldbucht zu finden, aber ohne sie ist es auch rein unmöglich. Es soll ein fürchterlicher Weg in dem Felsenlabyrinth sein.“

„Nun und?“

„Mein Bruder fuhr also nach Neuyork, beabsichtigte ein kleineres Schiff zu kaufen oder zu chartern.“

„Nun und?“ mußte ich immer wieder aufmuntern, denn immer längere Pausen machte die Erzählerin, sie begann recht trübselig vor sich hinzublicken.

„Es sollte nicht dazu kommen.“

„Warum nicht?“

„Mein Bruder—ist—heute noch in—Neuyork.“

„Krank?!“

„Nein. Er ist—in—Sing—Sing.“

„Waaas?!“ stieß ich erschrocken hervor. „Im—im—im—“

„Sprechen Sie es nur aus. Im Zuchthaus.“

„Ja warum denn nur?“

„Wegen Mordes!“ erklang es von immer bebenderen Lippen.

„Wegen jenes Holländers?“

„O nein. Am zweiten Tage in Neuyork—er wohnte in einem Hotel—am Abend hörte er im benachbarten Zimmer einen heftigen Wortwechsel—dann ein Röcherln und Stöhnen—mein Bruder hinüber—da lag ein Mann am Boden—daneben ein blutiges Schiffsmesser.—Wie mein Bruder noch entsetzt dastand, vielleicht geschrien hat, kamen andere Leute herein—da richtete sich der Sterbende nochmals auf— —Richard Hartung, Richard Hartung, er hat mich ermordet! rief er aus, dann war er tot!“

„Ja, wer war denn der Ermordete, wie kam er zu der schweren Beschuldigung?“

„Er kannte meinen Bruder—mein Bruder ihn—ein Kapitän, unter dem mein Bruder früher einmal als Steuermann gefahren ist, der ihn niederträchtig behandelt hat, ihn schlug — gegen den mein Bruder eine schwere Drohung ausstieß, natürlich ohne an eine Ausführung zu denken—und jetzt erkannte ihn der Sterbende mit dem letzten Blick—nannte seinen Namen und beschuldigte ihn des Mordes!“

„O weh, o weh!!“

„Und die Waffe, mit welcher der Mord begangen wurde, war das Messer meines Bruders, er hatte es tags zuvor verloren, wußte aber nicht mehr wo.“

„O weh, o weh!!“



„Fünf Jahre Zwangsarbeit in Sing-Sing. Unvorsätzlicher Totschlag, begangen im heftigsten Gemütsaffekt. Die mildernsten Umstände angenommen, die mildeste Strafe.“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuch, weinte. Dann war sie wieder gefaßt.

„Als ich es erfuhr, reiste ich sofort nach Neuyork. Ich hatte keine Zeit mehr, seekrank zu werden. Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um den Fall aufzuklären, um den wahren Mörder zu finden. Ich habe fast die Hälfte meines Geldes dafür geopfert. Denn dabei wird man das Geld so schnell los. Alles vergebens. Alice, seine Frau, hat es nicht überleben können.“

Wieder eine lange Pause. Sie wurde gefaßter.

„Vor drei Monaten habe ich meinen armen Bruder zum zweiten Male in Sing-Sing besucht, habe ihn längere Zeit unter vier Augen sprechen können. Es ist nicht so fürchterlich schlimm. Er hat sich gottergeben in sein Schicksal gefügt. er wird ganz anständig behandelt, mit einer ihm zusagenden Arbeit beschäftigt. Er wird die vier Jahre ruhig aushalten. Ein Jahr wird er sicher erlassen bekommen. Also nur drei Jahre noch. Was sind drei Jahre? Sie werden vergehen. —Ja, Herr Waffenmeister, und nun werden Sie wegen des Situationsplanes fragen, wegen des Schatzes, nicht wahr?“

Eigentlich nicht. Ich hätte es nicht getan. Es war mir peinlich, jetzt von Gold und Edelsteinen zu sprechen. Na, wenn sie es wollte, dann war das ja ganz etwas anderes.

„Nun, wie ist es da mit der Zeichnung?“

„Die ist vorläufig für uns unerreichbar. Mein Bruder hatte sie in das Geheimfach seiner oder vielmehr einer Briefftasche gesteckt, einer roten, die er an jenem Schreckenstage gerade bei sich hatte, mit wenigen anderen, unwichtigen Papieren darin.“

„Die Briefftasche wurde dem Verhafteten natürlich abgenommen, für den Verurteilten erst recht unter Siegel genommen. Mein Bruder hat versäumt, eine Kopie zu nehmen. Zu beschreiben ist gar nichts. Der Sträfling kann verlangen, daß das ihm Abgenommene dieser oder jener Person ausgeliefert wird. Also etwa mir. Dann aber werden die betreffenden Sachen noch einmal genau untersucht. In diesem Falle zum Beispiel auch die Briefftasche an den Nähten aufgetrennt, weil man doch schon an eine geheime Tasche denkt. Ich habe das Protokoll der abgenommenen Sachen gesehen, jedes einzelne Papier in der Briefftasche ist ausgeführt, nicht aber das Geheimfach mit dem Pergament. Es würde aber entdeckt werden, sobald man die Briefftasche fordert. Und nun hat der Holländer so viele englische Bemerkungen darauf geschrieben, daß man sofort weiß, worum es sich handelt. Es braucht nur eine Kopie, eine schnelle Photographie davon genommen zu werden, und der Betreffende könnte das Geheimnis für sich ausbeuten. Dieses Feuerland hier ist noch chilenisches Gebiet, nur der östliche Zipfel gehört zu Argentinien. Aber es handelt sich nicht um Strandgut. Die betreffende Bucht ist mit dem Meere direkt verbunden, es ist überhaupt Seegebiet, der Schatz liegt tiefer als drei englische Yards unter Wasser—also er ist vollkommen frei, er gehört dem, der ihn findet und hebt. Ohne jede Steuerabgabe. Wir können die Briefftasche stehlen lassen, für Geld ist doch alles zu machen, aber so etwas werden wir doch nicht tun.“

„Gott bewahre!“

„Also warten wir, wie es mein Bruder auch gesagt hat, ganz ruhig die drei Jahre ab. Die Briefftasche liegt dort einstweilen ganz sicher.“

„So, mein lieber Herr Waffenmeister, nun wissen Sie alles. Und Sie sind der einzige, der davon zu wissen bekommen hat, werden auch der einzige bleiben.“

„Auch Doktor Isidor Cohn weiß nichts davon?!“ entfuhr es mir.

„Der? Wie kommt denn der dazu?! Kein Mensch weiß darum! Nur mein Bruder, ich und jetzt Sie.“

„Ja wie komme denn ich dazu?“

„Na, nun hören Sie auf mit solch dummer Fragerei!“ wurde sie wieder immer heiterer und daher auch burschikos. „Oder soll ich Ihnen auch noch einen furchtbaren Eid abnehmen, daß Sie nichts verraten? Na dann denken Sie mal, Sie wären mein Huckebein—nu wees Knebbchen, nu wees Knebbchen! —Hahahaha, wäre das nicht gottvoll? Ja, nun muß ich Ihnen aber doch erst erzählen, wie ich überhaupt hierhergekommen bin.“

„Ja, ich habe schmählich viel Geld verpulvert, das stimmt. Erstens meine kostspieligen Reisen, meine sonstigen Liebhabereien—aber was man mir nun sonst noch alles abgeknöpft hat! Erstens wegen meiner Gutmütigkeit, und zweitens, weil ich einmal spekulieren wollte. Au weh! Eine Goldmine in Yukatan, ein chinesisches Unternehmen, garantiert 50 Prozent Dividende—na, diese Herren Chinesen haben mir ihre Zöpfe nicht schlecht um die Ohren geschlagen! Ich will gar nicht sagen, wieviel ich da verloren habe, ich schäme mich. Und zuletzt hatte mein Bruder sich verspekuliert, ich mußte alle Verbindlichkeiten einlösen. Wenn man acht Millionen gehabt hat, und man hat nach vier Jahren nur noch drei, dann sieht's doch schon etwas faul aus im Staate Dänemark—“

„Ja, was ist denn nun aus den anderen beiden Millionen Dollar geworden?“

„Na, warten Sie nur! Der Erbschaftsprozess ging unterdessen immer lustig weiter. Na, diese amerikanischen Advokaten—gegen die sind ja unsere deutschen die reinsten Waisenknaben! Achtzehn Parteien prozessierten gegen mich, fast nur aus Deutschland. Eigentlich war die Sache für sie ganz hoffnungslos. Die Sache wurde nur in die Länge gezogen. Meine Gegenpartei hatte einen Advokaten gefunden, der dafür bürgte, daß sie den Prozeß gewinnen würde. Also er bürgte für die Prozeßkosten.“

„Vor einem halben Jahre habe ich den Prozeß in letzter Instanz gewonnen, Meine Gegner hatten mehr als hunderttausend Dollar, rund eine halbe Million Mark, Kosten zu bezahlen. Na, die hatten ja ihren Bürgen. Jawohl!!! Da war das Kerlchen plötzlich verschwunden! Achtzehn Familien, bisher in ganz guten Verhältnissen lebend, waren plötzlich ruiniert. Was sollte ich da machen? Na da habe ich einfach die halbe Million bezahlt.“

„Für Ihre Gegner?! Das ist sehr, sehr edel von Ihnen!“

„Edel bin ich? Eine dumme Gans bin ich! Na lassen Sie nur. Wenn's einem Spaß macht, warum denn nicht. Die Hauptsache aber ist, daß ich jetzt gegen die Seekrankheit gefeit war. Also mein Wüstenkönigreich aufgelöst, ein Schiff gekauft. In Noald war gerade ein passendes zu haben. Und da habe ich mal einen feinen Kauf gemacht, sage ich Ihnen! Das aller-, allererste Mal, daß ich bei einem Geschäft nicht übers Ohr gehauen worden bin. Ein Agent, der dann doch noch viel daran verdienen wollte, hat mir dann gleich noch 20.000 Pfund Sterling mehr dafür geboten.“

Also jetzt endlich habe ich mein Ideal verwirklicht. Nun helfen Sie mir, es immer weiter auszubauen, mein lieber Waffenmeister. Nach drei Jahren holen wir uns hier das Gold und die Edelsteine ab, teilen alles in drei Teile und knobeln sie aus. Bis dahin fahren wir in der Welt herum, immer dorthin, wo der

Himmel am blauesten und die Sonne am goldensten ist. Jetzt aber vor allen Dingen an Bord zurück, ich habe einen riesigen Hunger!“

In heiterster Stimmung promenierte wir zurück.

Als ich mich einmal umwandte, sah ich in einiger Entfernung von jenem Hügel den ersten Ingenieur, den

### Illustration

Arm noch in der Schlinge, zwischen den Bäumen herumkriechen. Er suchte sich zu verbergen, was mir aber nicht weiter auffiel.

Der Leser aber weiß nun schon etwas, was ich damals gar nicht ahnte.

Ja, hätten wir einen guten Hund mitgenommen, der keinen Lauscher in der Nähe duldet, uns wäre viel Leid und Verdruß erspart geblieben.

